

Cornelius Hasselblatt: Was kann die Genderforschung der Finnougristik bieten, und was kann die Finnougristik der Genderforschung bieten?

Bevor ich auf diese beiden Fragen eingehe, einige Worte zur allgemeinen Relevanz der Genderforschung. Auch wenn eine Forschungsrichtung, die über viele Anhänger und Anhängerinnen verfügt und etliche Bibliothekskilometer produziert hat, eigentlich keiner Rechtfertigung mehr bedürfte, so bedarf sie ihrer eben leider doch. Denn immer noch gibt es Menschen, die Genderforschung mit Frauenforschung gleichsetzen, was zur Folge hat, daß viele Männer denken, sie hätten da nichts zu suchen oder wären gar unerwünscht.

Dieses Mißverständnis setzt sich bis in aktuelle allgemeinlinguistische Handbücher fort: So bringt es ein modernes Lexikon noch fertig, vom Lemma "Genderlekt" - "Genderlinguistik" fehlt ohnehin - auf "Feministische Literatur" (gemeint ist allerdings "Linguistik", s. Glück 2000, 206) zu verweisen (Glück 2000, 236). Dies ist ein fataler Denkfehler: Selbst wenn die ersten Impulse zur heutigen Genderlinguistik der feministischen Sprachkritik entstammten und damit tatsächlich zu einem Großteil von Frauen kamen, so geht die heute bestehende Disziplin der *Gender Studies* ja weit darüber hinaus. Basierend auf der mittlerweile anerkannten und grundlegenden Unterscheidung zwischen dem biologischen Geschlecht (engl. *sex*) und dem gesellschaftlichen Geschlecht (engl. *gender*; vgl. Oakley 1972) untersucht die Genderforschung nämlich, so lautet eine zeitgemäßere Definition, "das hierarchische Verhältnis der Geschlechter [...], wie es sich in den verschiedenen Bereichen einer Kultur manifestiert." (Nünning 2001, 218). Das ist die Ausgangsbasis, und das heißt, daß man keineswegs nur *ein* Geschlecht untersuchen kann, wenn man eine Hierarchie aufdecken und beleuchten will.

Erst in einem zweiten Schritt ergibt sich die logische Konsequenz, daß man mehr auf die Frauen schaut, mehr Werke von Frauen berücksichtigt, genauer auf Weibliches schaut: Weil die bisherigen Forschungstraditionen aufgrund eben dieser hierarchischen Gesellschaftsverhältnisse zu einem weitgehenden Ausblenden des einen Geschlechts geführt haben, fehlt es häufig schlicht an Vergleichsmaterial; um das in ausreichendem Maße zu bekommen, muß man bisweilen einseitig suchen und sammeln. Allein dadurch aber wird diese Art der Forschung nicht zur Frauenforschung. Entscheidend bleibt der Vergleich und die Kontrastierung; eine geschlechtsimmanente Betrachtung kann nicht zu Erkenntnissen in der Frage der hierarchischen Verhältnisse führen, sondern bleibt Nabelschau. Solche Nischen mag es auch geben, aber sie haben nichts mit Genderforschung zu tun.

Bei der Genderforschung geht es immer um beide Geschlechter, selbst wenn sie ihren Ursprung nur dem einen Geschlecht verdankt. Warum letzteres der Fall ist, ist leicht zu erklären: Wenn es um Hierarchien geht, dann hat die Gruppe, die oben steht, gewöhnlich kein Interesse an der exakten Erkundung der hierarchischen Verhältnisse und Mechanismen, sondern nur an der Bewahrung derselben. Deswegen ist völlig logisch, daß die Entstehung der Genderforschung mit der Frauenbewegung zu verbinden ist. Nur hat sie sich mittlerweile längst davon gelöst, auch wenn diese Tatsache noch nicht zu allen durchgedrungen ist.

Aus der genannten Definition läßt sich sehr leicht die Relevanz für unser Fach ableiten: Sprache ist ohne Zweifel ein wichtiger Teil unserer Kultur, aber auch Literatur und noch vieles anderes, und insofern ist dieser Forschungsansatz natürlich

relevant auch für unser Fach, das sich nun mal vorwiegend mit bestimmten Sprachen und Literaturen befaßt. Ein Blick hinüber zu den Nachbardisziplinen liefert eine weitere Bestätigung: Hier ist dieser Forschungsansatz mittlerweile weit verbreitet, stellvertretend mag die für unser Fach aus rein geographischen Gründen wichtige Slavistik genannt werden, die schon diverse Publikationen zur Genderforschung hervorgebracht hat (vgl. z.B. Mills 1999) und im Jahre 2000 in Münster ihr erstes Symposium "Frau und Mann in Sprache, Literatur und Kultur des slavischen und baltischen Raumes" veranstaltet hat (dokumentiert in Symanzik et al. 2002).

Allein schon, um auf der Höhe der Zeit zu bleiben, ist es auch für die Finnougristik geboten, sich mit diesem Thema zu befassen. Dies als reine Modeerscheinung abzutun, die man ja nicht mitmachen müsse, wäre wissenschaftstheoretischer Unsinn, denn so argumentiert hätte man wohl auch die historisch-vergleichende Sprachwissenschaft und alle anderen neuen methodischen Ansätze seinerzeit als Modeerscheinung links liegenlassen können. Entscheidend sind neue Erkenntnisse, und wenn man die mit einer modernen oder eben "modischen" Methode erlangen kann, sollte man sich nicht daran stören. Auch darf man wohl mit Fug und Recht hinterfragen, ob ein seit ca. 30 Jahren existierender Forschungsansatz denn noch eine Modeerscheinung ist. Man kann es überspitzt auch so formulieren: Wer sich anno 2002 gar nicht mit solchen Fragestellungen befaßt, ist hoffnungslos veraltet.

Was allerdings stört, ist, daß unter dem Feigenblatt "Genderforschung" manchmal Dinge geschrieben werden, die nichts mit der Sache zu tun haben. So schreibt Olga Burukina (2001) in ihrem Aufsatz "Gender divergence of the Finnish language and culture" ohne mit der Wimper zu zucken über die Weiblichkeit des Französischen und die Männlichkeit des Englischen. Burukina geht in ihrem gesamten Aufsatz von einer Prämisse aus, die die Genderforschung - in ihrem Großteil, sieht man von einigen speziellen Strömungen ab - als allererstes ablehnt, nämlich von der grundsätzlichen Andersartigkeit männlichen und weiblichen Denkens. Dabei wiederholt sie nur Stereotypen und steht der neuen Unheilslehre der evolutionären Psychologie, die am liebsten alles menschliche Verhalten genetisch erklären will (vgl. hierzu aber grundsätzlich Rose/Rose 2000), viel näher als der Genderforschung, wie der Aufsatztitel suggeriert. Ebenso ist die zunehmende Verwendung des Begriffs "Frauenliteratur" in modernen Literaturgeschichten (z.B. Lassila 1996, 232) aus der Perspektive der Genderforschung strengstens abzulehnen: Er bedeutet nämlich, daß es sich hierbei um etwas anderes als um die "normale" Literatur handelt, wenn nicht in gleicher Konsequenz von "Männerliteratur" die Rede ist. Solange es aber innerhalb einer Literaturgeschichte "Literatur" und "Frauenliteratur" gibt, ist ja wohl irgendetwas faul.

Genau um diese Asymmetrien geht es der Genderforschung. Sie lenkt unsere Aufmerksamkeit darauf, daß viele Sichtweisen, Verhaltensweisen und Herangehensweisen eben *nicht* neutral und streng wissenschaftlich sind, sondern einer implizierten Voreingenommenheit unterworfen sind, die ihre Wurzeln in der herrschenden Gesellschaftsstruktur hat. Und weil die so ist, wie sie ist, führt dies zu den bekannten Gesichtsfeldverengungen, die wir gemeinhin den "männlichen Blick" nennen.

Wie man zu falschen Schlußfolgerungen gelangen kann, wenn man diese Genderperspektive nicht beachtet, zeigt das Beispiel des Hethitischen. Diese relativ spät entdeckte indoeuropäische Sprache hat offenbar eine morphologische Besonderheit, die in den anderen indoeuropäischen Sprachen nicht in dieser Weise vorhanden ist. Das wird folgendermaßen beschrieben: "Das H. und die ihm nahestehenden altanatol. Spr. heben sich in morpholog. Hinsicht (kein Femininum,

geringerer Umfang des Verbalparadigmas) deutlich von den anderen alt überlieferten idg. Spr. (...) ab (Glück 2000, 273); in einem anderen Handbuch steht dagegen: "Das H. (...) ist (...) wesentlich einfacher strukturiert als andere ideur. Sprachen jener Zeit (nur zwei Genera: Animat/Neutrum (→ Animat vs. Inanimat), einfaches Tempussystem). ..." (Bußmann 1990, 306). Natürlich ist die zweite Angabe die korrekte (vgl. Corbett 1991, 309: "Hittite had two genders, common (or animate) and neuter (or inanimate).", aber es ist sehr lehrreich zu sehen, daß in dem einen Handbuch das offensichtlich unmarkierte Genus unreflektiert mit dem Maskulinum gleichgesetzt wird, ohne daß es dafür eine empirische Basis, d.h. Evidenz gegeben hatte.

Oder ein Beispiel aus der Literaturgeschichtsschreibung: In den meisten einschlägigen Werken zur estnischen Literaturgeschichte wird im allgemeinen Eduard Vilde (1865-1933) als der erste Berufsschriftsteller bezeichnet, der von seiner Feder gelebt habe. Solche Sichtweisen werden von der einen Literaturgeschichte in die nächste transportiert, ohne daß viel nachgefragt würde. Wenn man jedoch, sensibilisiert durch die Genderforschung, mal etwas genauer nach den Frauen in der fraglichen Zeit schaut, stellt man schnell fest, daß die ein Jahr ältere Anna Haava (1864-1957) - ebenso wie Vilde fest verankert im Kanon der estnischen Literatur - ebenfalls freiberuflich tätig war und damit sogar noch ein wenig früher begonnen hatte. Nicht Vilde, sondern ihr gebührt der Ruhm des Erstlings. *Ohne* die durch die Genderforschung ermöglichte Sensibilisierung des Blicks auf bestimmte Bereiche wäre diese Korrektur vielleicht erst viel später oder überhaupt nie erfolgt.

Dies ist ein Beispiel dafür, daß mit dieser Methode neue Erkenntnisse erzielt werden können. Des weiteren ist es ein Beispiel dafür, daß Genderforschung nicht irgendwelche anderen Methoden ablösen und ersetzen will, sondern sie ergänzen will.

Oberstes Ziel der Genderforschung ist meiner Meinung nach daher - und darin unterscheidet sie sich tatsächlich von vielen anderen Forschungsrichtungen, vergleichbar wäre hier allenfalls die Konfliktforschung - die Beseitigung ihrer selbst. Ihr Anliegen ist, sich selbst überflüssig zu machen. Sobald gegenderte Sichtweisen methodisches Allgemeingut geworden sind und ganz automatisch in die Analyseprozesse einfließen, ist es nicht mehr nötig, gesondert darauf hinzuweisen und den Finger in die Wunde zu legen. Dies steht auch in völligem Einklang mit der bereits zitierten Definition: "*Gender* wird folglich nicht als ein weiterer Forschungsaspekt neben vielen anderen erachtet, wie dies im Bereich der *Women's Studies* möglich ist, sondern kann oder sollte jeder Forschung zugrunde liegen." (Nünning 2001, 218).

Nun mag man einwenden, daß für die Aufstellung von Lautgesetzen Genderforschung vielleicht doch nicht nötig sei. Ich war zunächst geneigt, dies auch tatsächlich anzunehmen, halte das aber aus zwei Gründen für gefährlich. Erstens ist es wissenschaftstheoretisch nicht klug, gewisse Bereiche von einer bestimmten Forschungsperspektive auszuklammern, weil man dann nur schwierig eine Grenze zwischen vermeintlich relevanten und vermeintlich irrelevanten Bereichen ziehen kann. Wenn sich die Frage nach der Gegendertheit eines Lautwechsels als unfruchtbar herausstellt, so kann man sie ja auch schnell abhandeln und zu anderen Fragestellungen übergehen; auf jeden Fall vermeidet man aber auf diese Weise blinde Flecke (vgl. oben das Beispiel des Hethischen). Und zweitens werden Lautgesetze in der Regel auf Basis von Lehnwörtern aufgestellt, Lehnwörter aber haben Inhalte und sagen unter Umständen auch etwas über die früheren Gesellschaften aus, und dann sind wir schon mitten in einem aus der Genderperspektive betrachtet hochsensiblen Bereich.

Mit anderen Worten: Irrelevante Bereiche, die man von vornherein ausklammern dürfte, gibt es nicht; es gibt nur Themen, die weniger stark von Genderfragen beeinflusst werden, aber das ist keineswegs ein Freibrief dafür, diese Perspektive gänzlich unberücksichtigt zu lassen. Wer es dennoch tut, verspielt eine Chance der Erkenntnisfindung.

Die zweite Frage: Was bietet die Finnougristik der allgemeinen Genderforschung?

Hier steht an erster Stelle natürlich die hinlänglich bekannte Tatsache, daß die finnougrischen Sprachen kein grammatisches Genus haben und von daher eine andere Ausgangssituation als die indoeuropäischen Sprachen aufweisen. Daß deswegen die Genderproblematik und Fragen eines egalitären bzw. sexistischen Sprachgebrauchs keineswegs aus der Welt sind, haben zahlreiche Untersuchungen bewiesen (vgl. Braun 1997, Engelberg 1998, Engelberg 2002, Hasselblatt 1998, Tiilikä 1994). Hierin liegt schon der erste Nutzen der Finnougristik für den Rest der Welt: In dem Moment, in dem wir beweisen können, daß diskriminierender Sprachgebrauch auch in Sprachen vorkommt, die kein grammatisches Geschlecht und nur ein Personalpronomen in der dritten Person Singular haben, haben wir gleichzeitig bewiesen, daß die Morphologie einer Sprache *nicht* die Ursache, zumindest in keinem Fall die *einzig*e Ursache, für sexistischen Sprachgebrauch ist. Wenn also ein Deutscher - oder eine Deutsche, denn Uneinsichtigkeit ist ja keinesfalls ein männliches Privileg - daherkommt und sagt, es liege nun mal am Deutschen, daß man dies und jenes soundso ausdrücke, da könne man gar nichts machen, dann ist das nur die halbe Wahrheit.

Analoges trifft auch auf die Literaturwissenschaft zu. Bei einem Vergleich von anglo-amerikanischen und estnischen Gedichtanthologien kam Indrek Tart (2000, 315) zu dem Ergebnis, daß es den estnischen Dichterinnen hinsichtlich der Repräsentanz in Anthologien nicht besser geht als ihren amerikanischen Kolleginnen. Die Schlußfolgerung hieraus ist komplizierter als beim ersten Fall. Erstens wird gezeigt, daß auch in relativ verschiedenen Gesellschaften - man bedenke die jüngste politische Geschichte, die Größe des Sprachgebietes und das Alter der schriftlichen bzw. literarischen Tradition - ziemlich gleiche Verhaltensmuster auftreten. Und zweitens erweist sich, daß trotz der beständigen Betonung der enormen Bedeutung der Dichterinnen für die estnische Literatur und trotz der Anwesenheit dieser Dichterinnen im kollektiven Gedächtnis der Esten offenbar keine angemessene Wiedergabe in den einschlägigen Anthologien stattfindet.

Vielfältig sind die Möglichkeiten auf dem Gebiet der Sprachpraxis. Denn auch wenn, wie erwähnt, sprachliche Diskriminierung in den finnougrischen Sprachen sehr wohl möglich ist, so haben sie ja doch eine andere Ausgangsposition als die indoeuropäischen Sprachen. Und die gilt es zu nutzen. Man kann den Sprachunterricht sogar zur Bewußtseinserweiterung einsetzen. Daß das noch immer nötig ist, bezeugt eine Erfahrung aus dem Estnisch-Unterricht: Es begegnete die Nominalphrase *ilus mees* 'der schöne Mann', und ein Student wußte nicht mehr genau, was das Adjektiv *ilus* bedeutet, wohl aber wußte er, daß *mees* 'Mann' bedeutet. Er hatte die Vokabel aber schon mal gehört und versuchte sich zu erinnern. Er überlegte laut: "'Schön'? Nee, das kann nicht sein, 'schöner Mann', das sagt man doch nicht." Hier erübrigt sich jeder weitere Kommentar.

Dies Beispiel hatte noch gar nichts mit den Besonderheiten des Estnischen oder überhaupt der finnougrischen Sprachen zu tun, es möge nur demonstrieren, wie wenig sich viele Menschen von gewissen Stereotypen gelöst haben. So finden wir auch in einem kürzlichen erschienenen englischsprachigen Artikel von Helle Metslang (2001) die estnischen Beispielsätze, in denen ein Personalpronomen in der dritten Person

Singular vorkommt, immer brav mit 'he/she' glossiert, wie es ja schon seit längerem wissenschaftlicher Standard ist. Dann aber kommen Sätze mit dem Verb *tapma* 'töten', und die Glosse lautet nur noch 'He killed the guest', 'He killed his companion' (Metslang 2001, 446-447) - als ob Frauen nicht morden könnten. Das entspricht noch ganz der traditionellen lexikographischen Zweiteilung, in der Männer alles tun und nur Verben wie *bügeln*, *putzen*, *kochen*, *backen* plötzlich weibliche Akteure kriegen können, und hiergegen sind ja auch finnougriische Sprachen nicht immun.

Allerdings können die finnogriscen Sprachen geschlechtliche Zuweisungen durch die Verwendung des Personalpronomens der dritten Person Singular tatsächlich viel besser umgehen. Umgekehrt bedeutet das für die Sprachpraxis, daß die Studierenden natürlich von Anfang an angehalten werden sollten, einen Satz wie finnisch *hän on opettaja* auch tatsächlich korrekt zu übersetzen. Und das heißt leider, daß sie zwei Varianten sagen müssen: 'Er ist Lehrer' oder 'Sie ist Lehrerin', da führt kein Weg dran vorbei. (Zur Unhaltbarkeit der Behauptung von der Neutralität des generischen Maskulinums siehe Bußmann 1995, 139 mit ausführlichen Quellenverweisen.)

Ein gleiches gilt für die Übersetzerinnen und Übersetzer finnougriischer Texte. In der Belletristik muß ein literarisch lesbarer Neutext entstehen, da kann man schlecht mit Schrägstrichen, Majuskeln oder Fußnoten arbeiten, d.h. da muß man bei Ambiguitäten Entscheidungen treffen. Aber bei allen anderen Textsorten kann, und sollte, man anders verfahren. Immerhin ist *eine* finnougriische Sprache eine offizielle Sprache der EU, hier wird viel übersetzt - aber wie? Mir liegen hierzu keine Angaben vor, aber ich erinnere mich an einen längeren Briefwechsel mit einer Zeitschriftenredaktion, als ich mich weigerte, bei der Übersetzung eines estnischen Gesetzes die automatisch geschlechtsneutralen estnischen Termini im Deutschen zum generischen Maskulinum zu machen. Letztlich hat die Redaktion nachgegeben, und meine Übersetzung erschien mit Schrägstrichen (Hasselblatt 1995). Dies ist vielleicht ein spezifisch deutsches Problem, aber es zeigt, wie die Befassung mit finnougriischen Sprachen in verschiedenen Bereichen eine Sensibilisierung bewirken kann.

Auch wenn die Finnen den Kampf um das Partitiv-*a* auf den Euro-Geldscheinen verloren haben und der Export ihres Personalpronomens *hän* 'sie/er' ins Schwedische zur dortigen Förderung eines egalitären Sprachgebrauchs seinerzeit scheiterte (s. Nübling 2000, 212), so darf man hoffen, daß die baldige Anwesenheit von drei finnougriischen EU-Sprachen sich vielleicht hier oder da auswirkt.

Und eine letzte Aufgabe für die Finnougristik kann noch genannt werden: In vielen Sprachen, vor allem bei den mittelgroßen wie Udmurtisch, Marisch, Mordwinisch und Komi, befinden wir uns in einem Sprachplanungs-, Wiederbelebungs- und Konsolidierungsprozeß. Mit dem Bewußtsein, daß Sprache durchaus diskriminierend sein kann, kann man bei der konkreten Sprachplanung nun vielleicht manche Formen der Diskriminierung vermeiden. Je kleiner eine Sprache ist, desto leichter kann man sie ja normieren und beeinflussen, insofern besteht hier eine Chance.

Zusammenfassend läßt sich sagen: Die Genderforschung hat innerhalb der Finnougristik nicht nur eine Daseinsberechtigung, sondern eine Daseinspflicht - wie in jeder anderen geisteswissenschaftlichen Disziplin. Sie kann und soll keine andere Methode ablösen, sondern muß künftig als Basis allen Ansätzen zugrunde liegen. Das hat nichts mit "political correctness" oder "Sprachpolizei" oder "Kampfemanentum" zu tun. Vielmehr ist die Wahrscheinlichkeit, zu neuen Erkenntnissen zu gelangen, ganz einfach größer, und wer will sich dem schon in den Weg stellen?!

Literatur:

- Braun, Friederike 1997: Genuslose Sprache - egalitäre Sprache? Die Behandlung der Geschlechter in Sprachen mit und ohne Genus. - Jahrbuch für finnisch-deutsche Literaturbeziehungen 29, 39-49
- Burukina, Olga 2001: Gender divergence of the Finnish language and culture. - CIFU IX, Tartu, 4, 140-155
- Bußmann, Hadumod 1990: Lexikon der Sprachwissenschaft. Zweite, völlig neu bearbeitete Auflage. Stuttgart (Kröners Taschenausgabe 452)
- 1995: *Das Genus, die Grammatik und - der Mensch: Geschlechterdifferenz in der Sprachwissenschaft.* - Hadumod Bußmann / Renate Hof (Hgg.): Genus. Zur Geschlechterdifferenz in den Kulturwissenschaften. Stuttgart, 114-160 (Kröners Taschenausgabe 492)
- Corbett, Greville 1991: Gender. Cambridge et al.: Cambridge University Press (Cambridge Textbooks in Linguistics)
- Engelberg, Mila 1998: Sukupuolistuneet ammattinimikkeet. - Vir 102, 74-92
- 2002: ??? - Hellinger, Marlis / Bußmann, Hadumod (eds.): Gender Across Languages. Vol. II. Amsterdam, Philadelphia, ???-???
- Glück, Helmut (Hg.) 2000: Metzler Lexikon Sprache. 2., überarb. und erw. Aufl. Stuttgart, Weimar
- Hasselblatt, Cornelius 1995: Zum neuen estnischen Staatsangehörigkeitsgesetz. - WGO, Monatshefte für Osteuropäisches Recht 37 (1995), 75-90
- 1998: Die Frau im estnischen Lexikon. - Oekeeta asijoo. Commentationes Fenno-Ugricae in honorem Seppo Suhonen sexagenarii. Helsinki (Mémoires de la Société Finno-Ougrienne 228), 147-155
- Lassila, Pertti 1996: Geschichte der finnischen Literatur. Tübingen und Basel
- Metslang, Helle 2001: On the developments of the Estonian aspect. The verbal particle *ära*. - Dahl, Östen / Koptjevskaja-Tamm, Maria: The Circum-Baltic Languages. Typology and Contact. 2 vols. Amsterdam/Philadelphia (Studies in Language Companion Series 54, 55), 443-479
- Mills, Margaret H. (ed.) 1999: Slavic Gender Linguistics. Amsterdam, Philadelphia
- Nübling, Damaris 2000: Warum können schwedische Männer *Krankenschwestern* (*sjuksköterskor*) werden, deutsche aber nur *Krankenpfleger*? Zum Einfluß sprachinterner und sprachexterner Faktoren im Deutschen und im Schwedischen. - Linguistische Berichte 182, 199-230
- Nünning, Ansgar (Hg.) 2001: Metzler Lexikon Literatur- und Kulturtheorie. Ansätze - Personen - Grundbegriffe. 2., überarb. und erweitert. Auflage. Stuttgart
- Oakley, Ann 1972: Sex, Gender and Society. London
- Rose, Hillary / Rose, Steven 2000: Alas, poor Darwin. Arguments against evolutionary psychology. London
- Symanzik, Bernhard / Birkfellner, Gerhard / Sporede, Alfred (Hgg.) 2002: Frau und Mann in Sprache, Literatur und Kultur des slavischen und baltischen Raumes. Beiträge zu einem Symposium in Münster 11./12. Mai 2000. Hamburg (Schriften zur Kulturwissenschaft 45)

Tart, Indrek 2000: Poetry and Gender: Mindscapes and Publishing Opportunities. -
interlitteraria 5/2000, 306-320

Tiilikä, Ulla 1994: Kielenhuolto ja kielellinen seksismi. Pitäisikö puhemiehestä tehdä
puheenjohtaja? - Kielikello 2, 16-19